Skandinavisches Know-how: die Bedeutung Skandinaviens beim Bau der ersten Schweizer Hochhäuser

Autor(en): **Weidmann, Ruedi**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **118 (2000)**

Heft 31/32

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-79952

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ruedi Weidmann

Skandinavisches Know-how

Die Bedeutung Skandinaviens beim Bau der ersten Schweizer Hochhäuser

Die gegenwärtige Hochhaus-Renaissance lenkt den Blick wieder auf die ersten Schweizer Hochhäuser aus den 1950er-Jahren. Rückblickend ist man geneigt, ihren Bau mit dem kulturellen Einfluss der USA nach dem Krieg in Verbindung zu bringen. Doch diese Assoziation verpasst den ungleich wichtigeren Einfluss Skandinaviens.

Die ersten Schweizer Hochhäuser wurden in der Schweiz ab 1946 geplant: in Basel und Zürich, in Altdorf und Glarus... Sie sind Kinder der Wachstumseuphorie zwischen dem Zweiten Weltkrieg und der Wirtschaftskrise der 1970er-Jahre. Danach fielen Hochhausprojekte der allgemeinen Wachstumskritik zum Opfer und für ein Vierteljahrhundert aus allen städtebaulichen Programmen.

Beim Versuch, öffentliche Akzeptanz für die neue Bauform zu gewinnen, setzten die Hochhaus-Promotoren der späten 1940er-Jahre alles daran, die Assoziation «Amerika» zu vermeiden. Das mag heute überraschen. Aber bei Planern und in der Öffentlichkeit herrschte in jenen Jahren ein negatives Bild des amerikanischen Wolkenkratzers, das der Realisierung von Hochhausprojekten im Weg stand. Das amerikanische Hochhaus wurde mit Manhattan gleichgesetzt, und Manhattan stand mit seinen engen Strassenschluchten für lebensfeindliche und problembeladene Grossstadtverhältnisse, die man in der Schweiz unbedingt vermeiden wollte. Es war deshalb entscheidend für den Erfolg des Hochhausbaus in der Schweiz, dass es gelang, die ersten Hochhäuser mit Skandinavien in Verbindung zu bringen. Amerikanische Einflüsse wurden im schweizerischen Bauen erst Mitte der 1950er-Jahre mit den ersten Bauten im gläsernen «International Style» manifest. Der vielfältige Einfluss, den die skandinavischen Länder in den ersten Nachkriegsjahren auf die Schweiz hatten, ist heute - mit Ausnahme von Alvar Aalto und einigen weiteren Namen wie Gunnar Asplund und später Jørn Utzon - nur noch wenig bekannt. Die Faszination war jedoch breiter, sie betraf nicht nur Design, Architektur und Städtebau. Das Interesse galt auch den Einrichtungen des im Aufbau begriffenen schwedischen Sozialstaats und den damit verbundenen neuen Bauaufgaben, dem staatlichen Wohnbauförderungsprogramm der Folkhem-Bewegung, den politischen und planerischen Realisierungsstrategien und ganz allgemein dem, was im Vergleich zur Schweiz als unkomplizierte, pragmatische Lebensart der Menschen in Skandinavien wahrgenommen wurde. Das Buch «1939. Reise nach Skandinavien und Finnland» der jungen Schweizer Architektin Berta Rahm ist ein Zeugnis dieser Begeisterung für die Badeanstalten, Kinderkrippen, Milchbars und Frühstücksbuffets in Stockholm, Oslo und Helsinki - und natürlich für die Wohnsiedlungen und die Wohnhochhäuser, die in Stockholm, Oslo und andernorts entstanden.

Vor allem Stockholm war von den 1930er- bis in die 1950er-Jahre eine Art Mekka für junge Schweizer Architekturschaffende. Zeitweilig absolvierten dreissig oder vierzig von ihnen in skandinavischen Büros ein Praktikum. Ein Beispiel dafür ist der spätere Zürcher Stadtbaumeister Adolf Wasserfallen, der ab 1946 bei Sture Frölén in Stockholm, Aarne Ervi in Helsinki und Frits Schlegel in Kopenhagen



1 Wohnhochhaus in Altdorf, Roland Rohn, 1953/54 (Bild: Werk 5/1955, S. 143)



2 Schwestern- und Personalhaus des Spitals Glarus, Jakob Zweifel, 1951/53 (Bild: Werk 5/1955, S.139)



3 Das PKZ-Haus von Rudolf Zürcher, 1957: erstes Beispiel des «International Style» in Zürich (Bild: W. Baumann, Zürich-Bahnhofstrasse, Zürich 1972, S.108)



4 Stuyvesant Town, Sozialwohnungsbau in New York aus den frühen 1940er-Jahren, von K.R. Lorenz 1951 im Artikel «Das Hochhaus» als negatives Beispiel einer reinen Hochhausbebauung verwendet in: Plan 1/1951, S. 23



5
Die neun Punkthäuser der Siedlung Danviksklippan, Stockholm, Sven Backström und Leif Reinius 1943/45 (Bild: Werk 1/1949, S.10)

arbeitete. Bei seiner Rückkehr 1948 wurde er Adjunkt des Zürcher Stadtbaumeisters Albert Heinrich Steiner, der gerade mit der Planung der ersten Zürcher Hochhäuser am Letzigraben beschäftigt war.

In seinem Gepäck brachte Wasserfallen Bücher und Kataloge mit, die das Baugeschehen in Skandinavien dokumentierten, sowie Planmaterial von einzelnen Projekten. Darunter befand sich eine Broschüre des schwedischen Architektenverbands mit einer Liste von 140 neuen Bauten in Stockholm. Die Broschüre befindet sich heute bei den Akten des Stadtbaumeisters im Stadtarchiv, denn Steiner nahm sie mit, als er sich im Sommer 1948 auf seine lang geplante Reise durch Skandinavien und die Niederlande machte. An den «Haken» hinter den einzelnen Projekten lässt sich ablesen, welche Stockholmer Bauten er besichtigte. Auf einem Stadtplan von Oslo zeichnete Steiner seine dortige Stadtwanderung nach - die Akribie des begeisterten Architekturreisenden wird zum Geschenk für den Historiker. In beiden Städten und danach auch in Amsterdam besichtigte Steiner Hochhäuser, darunter die damals vielleicht berühmteste Hochhaussiedlung Danviksklippan in Stockholm von Backström und Reinius, und wo es ging, traf er sich mit den verantwortlichen Architekten und städtischen Beamten. In den Amtsakten und in Steiners Nachlass finden sich viele weitere Skandinavia: Bücher, ausgeschnittene Artikel, Protokolle von Vorträgen skandinavischer Architekten in der Schweiz und überlassenes Planmaterial. In vielen weiteren Privatarchiven dieser Generation wird sich ein ähnliches Bild bieten. Steiners Chef, Stadtrat und Architekt Heinrich Oetiker, bereiste Skandinavien 1947, Karl Moser war von den Hochhäusern am Osloer Hafen begeistert - die Liste der Skandinavienfahrer könnte beliebig verlängert werden. Auch in der Öffentlichkeit wurde das skandinavische Bauen wahrgenommen: 1949 zeigte das Kunstgewerbemuseum Zürich die Ausstellung «Schwedisches Schaffen heute, vom Stadtplan zum Essbesteck», die Fachzeitschriften berichteten häufig über das Bauen im Norden, so zum Beispiel Alfred Roth in «Werk»-Sonderheften zu Finnland (3+4/1940), Dänemark (5/1948) und zum mehrgeschossigen Wohnungsbau (1/1949). Das Thema fand seinen Weg auch in die Tageszeitungen.

PR fürs Hochhaus, Schweden als Label

Welche Auswirkungen hatten diese Praktika und Reisen, die persönlichen Beziehungen und die intensive Skandinavienrezeption auf das Bauen in der Schweiz? Den Einfluss nur auf formaler Ebene zu suchen, würde bedeuten, zwei Funktionen zu verpassen, die an den Bauten nicht sichtbar sind und die erst aus der Untersuchung der Diskurse rund ums Hochhaus deutlich werden: Zum einen ist dies die angetönte Aufgabe von «Skandinavien» oder «Schweden», als Label im öffentlichen Diskurs den negativen Assoziationen «Amerika» und «Manhattan» zu begegnen und damit Goodwill für die neue Bauform zu schaffen. Zum andern war man unsicher, ob man für Wohnungen im Hochhaus Mieter finden würde und ob das Wohnen im Hochhaus funktionierte. Hier konnten die skandinavischen Erfahrungen helfen.

Im Herbst 1948 trug Steiner dem Zürcher Stadtrat seine städtebaulichen Konzepte vor. Die wachsenden Aussenquartiere sollten organisch um die bestehenden Dorfkerne herum wachsen. Dabei sollten die Grundsätze einer modernen Stadtplanung berücksichtigt werden: Grünzüge sollten die Funktionen Wohnen und Arbeiten trennen und die Wohnquartiere in Nachbarschaften unterteilen, der Durchgangs- sollte vom Erschliessungs- und vom Fussgängerverkehr getrennt werden. Im Siedlungsbau und in den verdichteten Quartierzentren sollte vermehrt die differenzierte Bauweise gefördert werden: Verschiedene Bauformen vom Flachbau bis zum Hochhaus sollten den vielfältigen Bedürfnissen von verschiedenen Bevölkerungsgruppen gerecht werden. Steiner verwies bei seinem Vortrag auf die «New Towns» in Grossbritannien, auf Holland und Skandinavien. Die neuen Quartiere von Amsterdam, grossflächige Planungen mit zahlreichen Scheibenhochhäusern, hätten ihn nicht überzeugt, hingegen hätten ihm Stockholm und Dänemark gefallen. Es herrsche dort eine ähnliche Situation wie in der Schweiz. Im Jahr zuvor hatte Steiner die New Yorker Sozialwohnungsprojekte besichtigt, diesen Input erwähnte er nicht einmal. Wichtige Architekten und Planer wie Karl Moser, Alfred Roth, Hans Fischli, Armin Meili, Ernst Zitzschmann oder Hans Marti betätigten sich als Hochhauspromotoren. Sie alle grenzten sich beinahe gebetsmühlenartig von der amerikanischen Variante einheitlicher Hochhausquartiere ab und verwiesen auf den skandinavischen Siedlungsbau als zu verfolgendes Muster.

In ihrer ersten Nachricht vom Hochhausbau am Letzigraben reportierte die «NZZ» am 19.12.1949, es solle ein «Versuchspunkthaus nach Schwedischem Muster» erstellt werden. In der folgenden Be-



6
Die drei Hochhäuser der Wohngenossenschaft Entenweid in Basel von A. Gfeller und H. Mähly 1950/51 als erste Wohnhochhäuser der Schweiz erstellt (Bild: Werk 1/1952, S.7)



7
Südansicht eines Hochhauses am Zürcher Letzigraben von A. H. Steiner 1950/52, mit Kindergarten (links) und zwei Bewohnerinnen (Bild: Archiv Weidmann)

richterstattung in den Schweizer Zeitungen sollte der beruhigende Hinweis auf die guten skandinavischen Erfahrungen nie fehlen. Der Versuch, die Assoziation «Manhattan» zu zerstreuen und die Bauform Hochhaus neu mit Skandinavien zu verknüpfen, schlug ein. Das Label war so erfolgreich, dass es durch die gesamten 1950er-Jahre hindurch, und damit bei der Boom-artigen Ausbreitung der neuen Bauform bis in die hintersten Täler, fester Bestandteil der Realisierungsstrategien bei Hochhausprojekten blieb.

Wackelt es im zwölften Stock?

Die in Skandinavien gemachten Erfahrungen halfen den Hochhaus-Promotoren noch in einem weiteren Punkt. Aus Korrespondenzen, Protokollen und Studien geht hervor, wie wichtig sie waren, um auf einem Gebiet mehr Sicherheit zu erhalten, das aus heutiger Sicht amüsant wirkt, tatsächlich aber ein grosses Problem darstellte. Die Bauform Wohnhochhaus verlangt nach einigen technischen Lösungen, mit denen man in der Schweiz noch keine Erfahrungen hatte: Personenlift, Gegensprechanlage, Frischwasserpumpe, Kehrichtabwurfschacht usw. Dabei war nicht die von anderen Bauaufgaben durchaus bekannte Technologie das eigentliche Problem, sondern vielmehr die Frage, ob und wie sich die Bewohnerinnen und Bewohner an den Umgang mit den neuen Technologien gewöhnen würden.

Der Kehrichtabwurfschacht am Zürcher Letzigraben, für dessen Konzipierung die Basler Hochhausbauer Gfeller und Mähly die Hilfe ihres dänischen Mitarbeiters anboten, scheiterte am Widerstand der Kehrichtabfuhrmänner, die es gewohnt waren, die Ochsner-Kübel am Strassenrand anzutreffen und sich weigerten, den zusätzlichen Gang in den Sammelraum im Hausinnern zu machen. Wasserpumpen gab es natürlich, aber wie mussten sie installiert werden, dass ihr Geräusch in den untersten Wohnungen nicht störend wirkte? Und welcher Sanitär hatte dieses Know-how? Personenlifte gab es bislang nur in Grandhotels und Warenhäusern, wo sie von einem Liftboy bedient wurden, der auf Gefahren aufmerksam machte und über die Reihenfolge der Stopps entschied. Nun musste dies ein relativ kompliziertes Relais übernehmen, das zuerst gefunden oder entwickelt sein wollte. Aber konnte man kleine Kinder allein mit dem Lift fahren lassen? Wie hoch war die Unfallgefahr? Würden die Bewohner auf dem Gang zur Arbeit auf den Lift warten mögen? Wie gross und wie schnell musste der Lift sein? War die Entsorgung der stinkenden Mülleimer aus 44 Wohnungen via Lift zumutbar? Und die Fahrt in die Waschküche mit grossen Wäschekörben? Konnten die im Garten spielenden Kinder mit der Mutter in der Wohnung via Gegensprechanlage kommunizieren? Würden die Leute überhaupt mit so vielen anderen unter einem Dach leben wollen? Sicher brauchte man mindestens eine überdurchschnittliche Trittschalldämmung. Kurz, es ging um etwas, das man soziotechnische Anschlussfähigkeit nennen könnte, um die Abstimmung der Technik auf die Lebensgewohnheiten, und umgekehrt um die Vorbereitung der Leute auf die neue Technik: So widmete die «NZZ» 1954 eine halbe Seite der detaillierten Darstellung von Funktionieren und Gebrauch eines Personenlifts. Und in Leserbriefen und Reportagen aus den fertigen Hochhäusern immer wieder die Frage: Wackelt es bei Sturm im zwölften Stock?

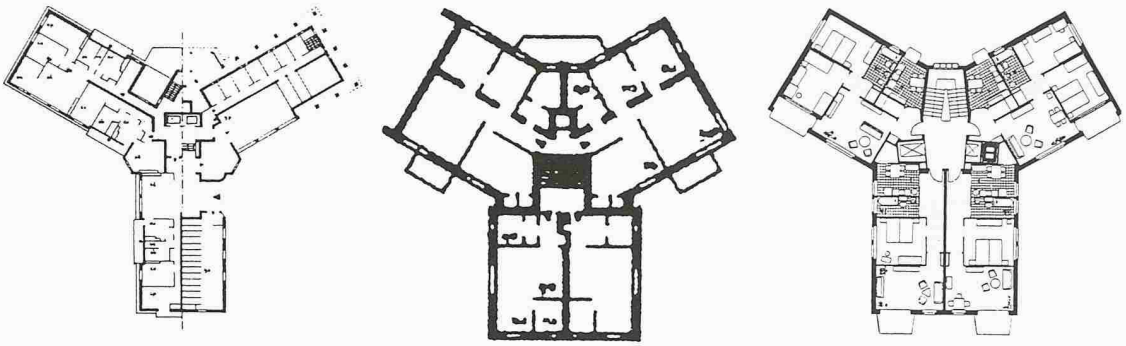
Wenn man in diesen heiklen Punkten Fehler machte und wenn es nicht gelang, die Skepsis der Öffentlichkeit zu überwinden, würden die Wohnungen leer bleiben, was ein frühes Ende der Bauform Wohnhochhaus bedeutet hätte. Dieser Skepsis nun konnte man mit dem Verweis auf die positiven Erfahrungen in Skandinavien wirkungsvoll begegnen. Aus heutiger Sicht sollte diese Unsicherheit nicht unterschätzt werden, nur weil sie sich rasch auflösen sollte und bald vergessen ging. Bei der Planung der ersten Hochhäuser war sie allgegenwärtig, sie stellte ein Investitionsrisiko dar und lenkte viele Entscheide, namentlich bei der Lösung technischer Details.

Suche nach dem passenden Hochhausmodell

Wie viel Sinn macht es, nach Vorbildern für Form, Grundriss und städtebauliche Konzeption der ersten Zürcher Hochhäuser zu suchen? Zwei frühe Beispiele, die Cité de la Muette in Drancy von 1932/33 und das Bel-Air-Métropol in Lausanne von 1930–32, kamen wegen ihrer städtebaulichen Konzeption nicht in Frage. Das Bel-Air-Métropol enthielt zudem luxuriöse Grosswohnungen und war Bankrott gegangen. Die für seine Zwecke günstige Grundrisslösung fand Steiner in der Siedlung Akterpegel, 1944–46 von Sven Backström und Leif Reinius in Gröndal errichtet, doch hier handelte es sich um dreistöckige Häuser, und das innenliegende Treppenhaus widersprach dem Zürcher Baugesetz. Danviksklippan in Stockholm bestand aus neun Türmen, die vielleicht den Grundriss der ersten Basler Hochhäuser inspirierten, von Steiner aber wegen der teils gegen Norden gehenden Wohnräume abgelehnt wurden. Ausserdem sollte in Zürich das Hochhaus im Verbund mit niedrigeren Häusern zum Zug kommen, nicht in reinen Hochhaussiedlungen. Hochhäuser mit sternförmigem Grundriss kannte Steiner aus New York, doch die Raumaufteilung der Queensbridge Houses von 1944 kam für die Zürcher Mieter und deshalb für die Bauherrin nicht in Frage. Die städtebauliche Lösung am Letzigraben sodann ähnelt in verblüffendem Mass

8
Cité de la Muette in Drancy bei Paris, 1932/33 von E. Beaudouin, E. Mopin und M. Lods erstellt, von A. H. Steiner als «zu starr» abgelehnt (Bild: Schweizerische Bauzeitung 6/1935, S. 69)





9
Grundrisse von Sternhäusern (von links): Queensbridge Houses, New York 1944; Akterspegel Gröndal, Stockholm 1944–46; Letzigraben-Hochhäuser, Zürich 1950–52 (Bilder: Werk 40/1953, S. 279, und Schweizer Baublatt 36/1956, S. 37)

einem Plan, den Steiner vom Malmöer Stadtbaumeister erhalten hatte, doch die Anlage in Zürich geht eindeutig auf den Verlauf der Baulinien und den teilweise instabilen Baugrund zurück.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass Steiner 1987 nach der Lektüre des Buchs «Städtebau im Kreuzverhör, Max Frisch zum Städtebau der fünfziger Jahre» an Max Frisch schrieb: «Dann sind in der Publikation Angaben, die nicht zutreffen. (...) es waren keine schwedischen Vorbilder massgebend.» Was um 1950 als diskursives Instrument nützlich war, wurde im Rückblick zu einer Aussage, die Steiners Arbeit, nämlich eine in Zürich praktikable Synthese zu finden, überging. Bei den ersten Schweizer Hochhäusern handelt es sich nicht um eine Kopie, um keinen Import, sondern um eine eigene Lösung, die den lokalen Bedingungen gerecht werden musste. Ein gutes Beispiel dafür sind die Dreizimmerwohnungen am Letzigraben, die den Gewohnheiten der Investoren und den Geschlechterrollen in der Schweiz entsprachen. Sie mussten als Arbeitsplatz der Hausfrau dienen und den Kindern Platz für Spiel und Hausaufgaben bieten. Das schwedische Modell mit kleinen Wohnungen, die durch Kindertagesstätten entlastet wurden, war in der Schweiz nicht willkommen.

Vergessene Vielfalt

Die Archivrecherche enthüllt die 1940er-Jahre als eine überraschend weltoffene, vielfältig inspirierte Periode der Schweizer Baugeschichte. Zwischen der Kriegswende 1942 und den durch das «Freund-oder-Feind-Denken» des Kalten Kriegs wiederum eingeengteren 1950er-Jahren liegt eine etwas vergessene Zeit, in der die Interessen breiter und die Einflüsse vielfältiger waren, als dies im kollekiven Gedächtnis haften geblieben ist. Ein Beispiel dafür ist die vielfältige Funktion Skandinaviens für das schweizerische Planungs- und Baugeschehen. Andere Beispiele wären der Einfluss des «Greater London Plan» von 1944 und der englischen «New Towns». Die Nachkriegs-Architekturdebatte, im Rückblick oft auf das Dreieck «Aalto-, Mies- oder Corbusier-Schule» reduziert, war in Wirklichkeit weit offener, mindestens im ersten Nachkriegsjahrzehnt. Vor allem orientierte sie sich nicht nur an der Ästhetik des einen oder anderen Vorbilds, sondern interessierte sich auch viel stärker als später für Lösungen von sozialpolitischen und gesamtgesellschaftlichen Aufgaben und für pragmatische Realisierungsstrategien. Dass diese Vielfalt etwas in Vergessenheit geraten konnte, gehört vermutlich zu den anhaltenden Verheerungen des Kalten Kriegs, während dem «dritte Wege» als suspekt negiert und verdrängt wurden. Die einzig richtige Antwort aber auf die Frage, woher nun die Schweizer Hochhäuser kamen, ist selbstverständlich: Sie wurden nicht importiert, sie wurden hier gemacht.



10
Restaurant-Pavillon und Nordseite eines Hochhauses am Letzigraben Zürich, A. H. Steiner 1950/52 (Bild: Archiv Weidmann)